

Das Burgfräulein.

Roman von Friedrich Friedrich.

(11. Fortsetzung.)

Welche Absicht konnte den Schreiber geleitet haben? Wem konnte daran gelegen sein, daß ihr Vertrauen zu Werned erschüttert wurde? Vergewaltigt sie sich auf diese Fragen eine Antwort zu geben. Konnten diese Zeilen nicht doch die Wahrheit enthalten? Barbara war hübsch und Werned war in der That in der letzten Zeit verändert erschienen. Was ging es sie an, wenn die Beschuldigung wahr war? Und doch zerritterte sie den Brief unwillig in der Hand; sie erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab.

Mina von Henneberg hatte ihre Rechte von Anfang an scharf beobachtet, und es war ihr nicht entgangen, daß der Brief sie erregte. Obgleich es ihr nicht an Neugierde fehlte, und dieselbe sie wirklich peinigte, haßte sie sich doch aus Klugheit beherrscht, weil sie Eva hinreichend zu kennen glaubte. Bei einer unzeitigen Frage war dieselbe im Stände, den Brief zu vernichten und den Inhalt für immer für sich zu behalten, hatte die Erregung in dessen bei ihr einen bestimmten Grad erreicht, dann wurde sie von selbst mittheilhaft.

„Was hast Du nur?“ fragte sie endlich mit scheinbar ganz gleichgültigem Tone, da Eva's Schweigen für ihre Neugierde doch zu lange währte. „Nichts, nichts!“ gab Eva ziemlich kurz zur Antwort.

Nun Mina einmal gefragt hatte, ließ sie sich nicht so leicht zurückziehen; die kurze Antwort ihrer Rechte ärgerte sie zwar, dennoch fuhr sie mit besorgter klingender Stimme fort: „Liebe Eva, Du bist erregt! — Es wird Dir hoffentlich nichts Unangenehmes begeben sein?“

„Nein!“ erwiderte Eva nach kurzem Schweigen; „hier, lies diese Zeilen!“

Die alte Dame nahm den Brief und ihre Augen schienen kaum die Zeit, den Inhalt zu lesen, erwartend zu können. „Das ist empörend!“ rief sie und warf den Brief auf den Tisch, als ob ihre junonirliche Hand durch die Berührung desselben beschwigt wäre. „Was ist empörend?“ fragte Eva. „Daß dieser Mensch, der Doktor, noch dies Haus zu betreten wagt!“ fuhr Mina fort; „daß er sich nicht scheut, sich uns zu nähern! O! Ich habe mich also doch nicht über ihn getäuscht! Die Abneigung, welche ich gegen ihn empfind, war eine berechtigte und natürliche!“

Sie kannte Eva doch nicht genügend, sonst würde sie einen andern Weg eingeschlagen und zum Nachtheile Werned's ihren Widerspruch wachgerufen haben.

„Weißt Du denn, ob diese Beschuldigung wahr ist?“ warf Eva ein.

„Sie ist wahr!“ versicherte Mina mit Bestimmtheit; „konnte Jemand dies zu schreiben wagen, wenn es nicht wahr wäre?“

„Weshalb nicht? Was mag denn der Schreiber dieser Zeilen, daß er nicht den Muth besessen hat, seinen Namen hinzuzufügen? Wer kann ihn zur Verantwortung ziehen, wenn er die Unwahrheit geschrieben hat? Ich hätte klüger handeln und den anonymen Brief sofort vernichten sollen, denn mehr verdient er nicht!“

„Kann der Schreiber nicht Gründe gehabt haben, um seinen Namen zu verschleiern?“ bemerkte Mina; „es muß ein Freund von Dir gewesen sein, sonst würde er Dich nicht gewarnt haben.“

„Ich glaube keinen Freund zu besitzen, der zu solchen Mitteln greift“, fuhr Eva fort; „ich halte es für ehrenlos, einen Mann zu beschuldigen, ohne ihm die Möglichkeit zu geben, sich zu rechtfertigen. Kann dies Ganze nicht ein Mittel sein, um sich an Werned zu rächen? — Ich bin sogar überzeugt, daß eine gehässige Besinnung diese Zeilen diktirt hat.“

Mina schüttelte zweifelnd ihr Haupt; „glaubst Du, es sei nur eine Erfindung, daß der Doktor die arme Frau häufig besuche?“ bemerkte sie. „Eine solche Unwahrheit würde sich ja zu leicht erweisen lassen.“

„Und wenn er sie besucht, folgt daraus schon, daß dies in unehrenhafter Absicht geschieht?“ fragte Eva.

Die alte Dame zuckte mit der Achsel. „Es ist ja möglich, daß seine Absicht eine eheliche ist, daß er wirklich gelommen ist, die Bettlerin zu heirathen; weshalb nicht?“

„Tante!“ unterbrach sie Eva unwillig; „diese Worte giebt Dir Dein Groll gegen den Doktor ein! Ich achte ihn zu hoch, um ihn selbst nur durch einen solchen Gedanken zu beleidigen!“

„Ich will ihn nicht beleidigen“, fuhr die alte Dame fort; „hat er nicht kürzlich selbst gesagt, daß seine Vorurtheile dem Arbeiterstande angehört haben? — Ich könnte nicht finden, daß dies eine so große Mißheirath sein würde!“

„Du vergißt, daß er durch seine Kenntnisse und Bildung eine ganz andere Stellung einnimmt.“

„Er bleibt ein Bürgerlicher, dessen Vorurtheile dem Arbeiterstande angehört haben.“ erwiderte Mina und um

ihre Lippen zuckte ein verächtlicher Zug.

Eva's Auge blinnte unwillig. „Tante!“ sprach sie ernst, „ich weiß, daß in Deinen Augen Kenntnisse und Bildung wenig Werth besitzen, in meinen Augen gelten sie mehr. Wenn irgend etwas den Adel zu ersetzen vermag, so vermögen sie es; wenn wir den Adel der Bildung und Besinnung nicht mehr gelten lassen wollen, dann zerfällt auch der unserige in Staub!“

„Erhöhet“ war Mina zurückgetreten, als sei Eva von einer Krankheit befallen, die ansprechend wirkte. „Gott! ich befürchte, daß der häufige Verkehr mit dem Doktor bereits auf Dich in ungünstiger Weise eingewirkt hat!“ rief sie.

„Ich hoffe, daß ich Manches von ihm gelernt habe!“ entgegnete Eva ruhig.

„Du vergißt Dich und Deine Stellung“, fuhr Fräulein Mina eifrig fort; „Du erniedrigst Dich selbst und schmähst das Blut, welches in Deinen Adern fließt! — Ich habe mit manchem Ungemach in meinem Leben zu kämpfen gehabt; das Alles ist in dessen nicht im Stände gewesen, an meiner Besinnung im Geringsten zu rütteln. Bis zu dieser Stunde trifft mich nicht der Vorwurf, daß ich mich ein einziges Mal vergessen und erniedrigt habe!“

Eva hatte sich bei diesen Worten hoch aufgerichtet, ihre Augen leuchteten; ihre Tante hatte sie in der That verletzt und sie war nicht gewöhnt, eine Verletzung still zu ertragen; sie war sich bewußt, sich nie etwas vergeben zu haben, der beleidigte Stolz und der Trost regten sich in ihr. „Ich sehe, daß unsere Anschauungen weit auseinander gehen“, erwiderte sie mit ruhigem Stolze, „und ich freue mich, daß ich auch Anderen gerecht werden kann. Ich hätte diese schmutzigen Zeilen sofort vernichten sollen, denn mehr verdienen sie nicht!“

Sie zerriss den Brief und warf die Stücke zur Erde. „Für mich existiren diese Zeilen nicht mehr“, fuhr sie fort; „Ich wünsche, daß auch Du, liebe Tante, das liebste Schweigen darüber bewahrt; wenn Doktor Werned wieder kommt, werde ich ihn mit derselben Achtung wie früher behandeln, und so soll ihm Jeder in meinem Hause entgegen treten!“

Ohne noch ein Wort hinzuzufügen, verließ sie das Zimmer.

Wäre Eva nicht fortgegangen, so würde Mina v. Henneberg einen nervösen Anfall bekommen haben, jetzt hätte ihr derselbe nichts, sie zog es deshalb vor, ihrer Rechte nur einen sehr erditterten Blick nachzuwerfen. Es konnte sie nichts tiefer trüben, als wenn Eva zeigte, daß sie Herrin war und ihr Wille Geltung hatte. Und diese Kränkung war ihr nur Werned's wegen widerfahren; ihr Groll gegen den Doktor wuchs, sie fand ihm in dessen nicht mehr ohnmächtig gegenüber, sondern hatte eine Waffe in den Händen, welche zu benutzen sie entschlossen war. Was kümmerte es sie, ob die Beschuldigung des Briefes die Wahrheit enthielt; ihr Herz hatte gegen einen Bürgerlichen nie das geringste Mitleid empfunden, es schien überhaupt dieser Empfindung nicht fähig zu sein.

Arthur trat in das Zimmer; Mina v. Henneberg liebte ihn nicht, weil er nach ihrer Ueberzeugung ihr nicht die Aufmerksamkeit erweis, welche sie verlangen zu können glaubte; jetzt war er ihr dennoch willkommen, denn sie hoffte in ihm einen Verbündeten gegen Werned zu erhalten, dem er ja auch nicht gewogen war.

Als Arthur seine Tante allein sah, wollte er sich möglichst schnell zurückziehen; denn nach seiner Ueberzeugung war eine Unterhaltung mit der alten Dame das Langweiligste, was es gab; Mina kam jedoch seinem Entschlusse zuvor. „Herr Lieutenant!“ rief sie und blinnte ihm, als er sich ihr langsam, zögernd näherte, möglichst freundlich entgegen.

„Er befehlen?“ fragte Arthur An scherzendem Tone.

Mina rühte einen Stuhl in die Nähe ihres Fauteuils. „Setzen Sie sich, ich möchte mich ein wenig mit Ihnen unterhalten“, sprach sie, „ich weiß freilich, daß Sie selten für mich einige Minuten übrig haben.“

Arthur konnte sich nicht entschließen, sich in so gefährliche Nähe niederzulassen, sondern hügte sich auf die Lehne des Stuhles und blieb vor der alten Dame stehen. „Sie thun mir Unrecht“, entgegnete er; „ich würde Ihnen mit Vergnügen meine ganze Zeit widmen, wenn ich eine Zeit dazu hätte! Woher soll ich Sie unterhalten? Etwa damit, daß heute mein Pferd gestolpert ist und das linke Vorderbein verstaucht hat? Ich reite nämlich hinter dem Dorfe, dort hinten über den Acker, und achte nicht auf den Weg, da geräth das Thier in ein niederrichtiges Loch; ich will es schnell emporreißen, es stolpert dennoch und verstaucht sich das Bein. Es ist eine dumme Geschichte, denn es können mehr als acht Tage hingehen, ehe ich das Thier wieder reiten kann, und

außerdem dauert es mich, denn ich glaube, die Geschichte thut weh; es liegt im Stalle, läßt den Kopf hängen und frist nicht!“

Mina warf ihm einen unwilligen Blick zu. „Herr Lieutenant, ich glaube, Sie wissen, daß mich Ihr Pferd sehr wenig interessiert!“ bemerkte sie.

Arthur zuckte mit der Schulter. „Das arme Thier hint!“ rief er.

Mina schien diese Worte zu überhören.

„Haben Sie den Doktor Werned nicht gesehen?“ fragte sie; er ist seit mehreren Tagen nicht hier gewesen.“

Arthur blinnte die Alte prüfend an; wie kam sie dazu, nach Werned zu fragen, da sie ihn hatte? Woher diese unerwartete Theilnahme? „Nein“, entgegnete er. „Wenn ich ihm jedoch begegne, werde ich ihm sagen, daß Sie sein Fortbleiben unangenehm empfinden.“

„Ich!“ rief die alte Dame empört, daß Arthur ihre Frage so deuten konnte, obgleich es seine wirkliche Meinung durchaus nicht war, „Sie verhehlen mich falsch, Herr Lieutenant; mir würde es nur angenehm sein, wenn er dieses Haus nie wieder beträte!“

„Ich hätte auch nichts dagegen, warf Arthur ein.“

„Ja, ich muß dies sogar wünschen“, fuhr Mina fort; „seitdem er ein unlauberes Verhältnis mit der armen Frau, mit der Bettlerin hat, dürfte er in dieses Haus wohl nicht mehr passen!“

Arthur stutzte. „Mit welcher Frau?“ fragte er.

„Mit derselben, welche er behandelt hat; ich glaube auch, sie paßt am besten für ihn, denn er hat ja kürzlich selbst gestanden, daß seine Vorurtheile dem Arbeiterstande angehört!“

„Wissen Sie das bestimmt?“ warf Arthur ein, der von dieser Mittheilung keine Ahnung gehabt hatte.

„Ich weiß es zuverläßig“, gab Mina zur Antwort und legte ihr altes Gesicht in so ernste Falten, als wäre sie jede Minute bereit, einen Eid darauf zu leisten.

Arthur schwebte einen Augenblick. Die Nachricht machte auf ihn einen ganz andern Eindruck, als Mina erwartete; wenn Werned Barbara liebte, denn an ein unlauberes Verhältnis konnte selbst Arthur nicht denken, war er ihm nicht mehr gefährlich, denn er traute ihm nicht mehr zu, daß er bemüht sein könne, zwei Herzen zu gleicher Zeit zu gewinnen. Sobald er überzeugt war, daß der Doktor nicht auf Eva's Liebe hoffe, grölte er ihm auch nicht mehr. „Die Frau hat ein hübsches Gesicht, dunkle Augen und einen Wink, welcher sich für solche Leute gar nicht schämt“, bemerkte er. „Der Geschmack des Doktors ist durchaus nicht so schlecht.“

„Er bleibt wenigstens in dem Kreise, wohin er gehört!“ versetzte Mina bitter, „und ich meine, diese wäre hinreichender Grund, daß er dieses Haus nicht wieder betritt.“

„Weshalb?“ warf Arthur unbefangen ein; „was kümmert es uns, wen der Doktor liebt?“

„Herr Lieutenant, ich glaube andere Grundzüge bei Ihnen erwarten zu dürfen“, bemerkte Mina streng.

„Ich begreife Sie nicht, fuhr Arthur fort; „hat nicht Ihr Bruder, der Rittmeister, Jahre lang ein Verhältnis mit einem ganz armen Bauernmädchen unterhalten und ist trotzdem hier stets ein gelungener Gast gewesen?“

Dieser Einwurf kam Mina sehr unangelegentlich und machte sie für einen Augenblick verlegen, dann richtete sie sich stolze empor. „Ich habe dies Verhältnis nie geillert!“ sprach sie; „übrigens paßt dieser Vergleich nicht, Herr Lieutenant, denn meinem Bruder blieb doch immer der Adel, es war also ein durchaus anderer Fall!“

Arthur lachte. „Ich verurtheile Ihren Bruder ja gar nicht!“ rief er; der Fall war übrigens ganz derselbe.“

„Herr Lieutenant, mit solchen Grundfällen dürfen Sie nicht weit gelangen“, unterbrach ihn Mina streng. „Von Ihnen hatte ich erwartet, daß Sie von dem Adel, dem wir angehören, besser und edler denken würden; ich sehe zu meinem Bedauern, daß ich mich geirrt habe!“

Sie stand in ihrer vollen Grandezza da und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. „Ich will lieber gleich gehen!“ rief Arthur heiter und verließ, eine Overturmelodie summend, das Zimmer, erfreut, daß die Unterhaltung mit Mina von Henneberg beendet war. Er befand sich in der lustigsten Stimmung; er wußte, daß Mina in mehreren Tagen den Acker nicht überwinden werde, weil er das Verhältnis ihres Bruders, des Rittmeisters, erwähnt hatte und zugleich ihm seine Brust freier aus, weil er nicht nötig hatte, Werned zu fürchten. Durch wen die Alte das Verhältnis des Doktors zu Barbara kannte, kümmerte ihn nicht, wußte er doch, daß die alte Dame, obgleich sie auf die Bewohner des Dorfes mit Verachtung herabblinnte, sich um die Geschichte und Interessen derselben sehr genau be kümmerte, denn es war für sie wirklich ein Bedürfnis, mit ihrer scharfen Zunge fortwährend an dem guten Rufe Anderer zu nagen, und sie verstand es, dies mit einer Miene zu thun, als ob sie nichts Verwerflicheres und Unmoralischeres kenne. Die Dorfbewohner konnten nichts thun, was sie nicht in schärfster Weise be traktete; sie mißgönnte ihnen sogar das harmloseste Vergnügen, denn

nach ihrer Ueberzeugung waren diese Menschen überhaupt nur erschaffen, um zu arbeiten.

Arthur schritt langsam durch den Park hin, in der Hoffnung, Eva dort zu treffen; sein Urlaub lief am folgenden Tag zu Ende, und ehe er zur Stadt zurückkehrte, mußte er Eva noch allein sprechen. Er wollte nicht auf's Neue um ihre Hand werben, denn sie konnte ihm, nach seiner Ueberzeugung, nicht mehr entgegen; eine weit peinlichere Bitte hatte er an sie zu richten. Das Drängen seiner Gläubiger war ihm sehr unangenehm, es gab indessen immer noch Mittel, denselben auszuweichen; er konnte auf's Neue Urlaub nehmen, konnte seinem Vordere einprägen, daß er nie zu Hause sei, wenn ein Mahner erschien, und wenn derselbe dieser Versicherung nicht glaubte, konnte er ihn die Treppe hinabwerfen lassen. Er besaß jedoch noch eine Schuld, welche ihn weit mehr drückte, nämlich eine Spielschuld, und sie zu begahlen, war für ihn eine Ehrensache.

Außer verschiedenen anderen thörichtesten Ideen hatte er den festen Glauben, daß er durch das Spiel seinen Finanzen am besten aufhelfen könne, und nach seiner Berechnung war dies ein ganz untrügliches Mittel. Gewann er nämlich hinreichend viel, so konnte er seine sämtlichen Schulden bezahlen, und gewann er dann noch mehr, so war er im Stande, ein sehr behagliches Leben zu führen. Dagegen ließ sich in der That nichts einmenden, nur ließ ihn seine Berechnung in einem Punkte im Stiche, nämlich darin, daß er nichts gewann. Er hatte sogar eine nicht unerhebliche Summe verloren und sie mußte er begahlen.

Er wollte Eva sein niederrichtiges Mißgeschick, wie er es nannte, erzählen, und hoffte dann, daß sie ihn sofort verstehen und aus der Verlegenheit retten werde. Sie hatte bereits einmal einen Theil seiner Schulden bezahlt, weshalb sollte sie es nicht zum zweiten Male thun, sie brachte ihm ja nicht einmal ein Opfer. Da er entschlossen war, sie zu heirathen und ihr Vermögen ihm dann zufiel, so war es in der That nur eine Anleihe, die er bei sich selbst machte.

Es verdroß ihn, daß er Eva nicht traf; sollte sie zu den Ruinen der alten Pleßburg, wohin sie öfter ging, hinausgefliehen sein? Er verließ den Park und schlug den Weg zur Burg ein — seine Gedanken erhielten eine andere Richtung. Er begriff nämlich nicht, wie es Menschen geben konnte, denen das Bergsteigen Vergnügen machte, da es doch unbedingt beschwerlich war. Nach seiner Ansicht gab es, wenn man nicht reiten wollte, nur einen einzigen Ort, wo man spazieren gehen konnte, das war die Hauptstraße in der Residenz, in der es wenigstens Damen zum Beschaun gab.

Als er die Pleßburg endlich erreicht hatte, suchte er vergebens nach Eva; verstimmt ließ er sich auf einem Stein nieder und blinnte in das Thal hinab. Ihm zu Füßen lag das Gut seiner Cousine, dasselbe würde ihm noch viel hübscher erschienen sein, wenn es schon jetzt sein Eigenthum gewesen wäre; er begriff die Unge rechtigkeit seines Geschicks nicht; weshalb war nicht seine Cousine ein armer Lieutenant und er der Besitzer des Gutes?

In diesen Gedanken wurde er durch rasche Tritte hinter sich gestört, er blickte sich um und erkannte Renno, der bereits dicht hinter ihm stand.

„Ah! Herr Lieutenant!“ rief Renno, den Arthur hier nicht erwartet hatte; „Sie haben sich hier einen prächtigen Punkt ausgewählt, ich befürchte, daß ich Sie in einem sehr angenehmen Traume höre.“

Arthur hatte sich langsam erhoben und zuckte leicht mit den Schultern; es wäre ihm lieber gewesen, wenn Eva ihn überfallen hätte. „Ich träumte durchaus nicht angenehm, sondern philosophische über die Unge rechtigkeit des Geschicks“, entgegnete er; „wenn ich die Glücksgöttin wäre, so würde ich entschieden anders verfahren!“

„Und wie?“ warf Renno lächelnd ein. „Ich würde mich selbst zuerst sehr reichlich bedenken“, fuhr Arthur fort. „Sie werden mich vielleicht für sehr selbstfüchtig halten, allein Selbstfüchtigkeit regiert die Welt und ich glaube, es giebt sehr wenige Lieutenants, welche nicht immer Geld gebrauchen könnten. Die Gage, welche ich erhalte, reicht nicht einmal zum Taschengelde aus und Sie werden selbst wissen, daß man außer dem Taschengelde noch sehr viele Bedürfnisse hat!“

„Gewiß“, versicherte Renno. „Herr von Scherer, wollen Sie mir eine Frage gestatten?“

„Weshalb nicht?“ bemerkte Arthur. „Nicht hat die Glücksgöttin reichlicher bedacht und es würde mir ein Vergnügen gewähren, wenn ich die Ungerechtigkeit derselben etwas süßner könnte; darf ich Ihnen meine Rasse anbieten? Ich würde es als ein Zeichen des Vertrauens auffassen, wenn Sie mein Anerbieten nicht ablehnten.“

Arthur fand diese Worte sehr hübsch und gewährt; er hatte Renno einen so feinen Takt und eine so vernünftige Anschauung nicht zugetraut; sein Benehmen war wirklich lebenswürdig; weshalb sollte er ihn durch Ablehnen beleidigen? „Ich würde Ihr freundliches An-

erbieten gern annehmen und doch kann ich es nicht“, erwiderte er halb ausweichend.

„Weshalb nicht?“ fragte Renno. „Ich will offen gegen Sie sein“, fuhr Arthur fort; „ich bin nur einer Spielschuld wegen in Verlegenheit, dieselbe ist leider nicht unbedeutend, eine geringe Summe würde mir deshalb nicht nützen, da ich mit ihr diese Ehrenschuld nicht abtragen könnte!“

„Nun, vielleicht reicht meine Rasse doch aus“, bemerkte Renno.

Arthur zögerte mit der Antwort. „Wie viel bedürfen Sie denn?“ fuhr Renno fragend fort.

Arthur spielte etwas verlegen mit seinem kleinen Schnurrbarte. „Ich brauche meiner Cousine nur ein Wort zu sagen“, sprach er, „ich thue es indessen nicht gern, obgleich ich mir wünsche, daß mein Bedenken thöricht ist.“

„Bitte, wie viel wünschen Sie?“ warf Renno ein.

„Fünfhundert Thaler“, gab Arthur zur Antwort. „Ah! Diese geringe Summe steht Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung“, rief Renno; „es thut mir nur leid, daß ich sie eben nicht bei mir trage, um sie Ihnen sofort zu geben; würde es Ihnen nicht unangenehm sein, wenn Sie mich bis in meine Wohnung begleiteten?“

„Durchaus nicht!“ entgegnete Arthur, „ich überlasse Ihnen selbstverständlich die Bedingungen, unter denen Sie mir dies Darlehen geben.“

„Herr von Scherer!“ unterbrach ihn Renno, „bei einem so geringen Fremdschuldendienst giebt es wohl keine Bedingungen! Ich bin Ihnen für Ihr Vertrauen dankbar und damit ist Alles abgemacht; bitte, nun kommen Sie!“

Arthur folgte ihm gern, er legte so gar die Hand in Renno's Arm. War Renno auch nur bürgerlich, so hatte er sich doch so taktvoll und liebenswürdig benommen, daß er diese Auszeichnung verdiente. Was ihm geduldet hatte, war von ihm genommen, und er thauterte so lustig, daß Renno sich keinen unterhaltenderen Begleiter wünschten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Gravelotte.

In „Harper's Magazine“ giebt Robert Schachtel unter dem Titel „Wie ich das „Eiserne Kreuz“ bei Gravelotte gewann“ die schlichte Erzählung eines deutschen Veteranen Wilhelm Gulbner wieder, der am Tage von Gravelotte im dichtesten Angeltren die Fahne seines Regiments trug.

„Ich war bei dem 2. Garde-Granadier-Regiment und wir standen in Berlin“, so begann der alte Krieger seinen Bericht. „Bevor wir Berlin verließen, um in den Krieg von 1870 zu ziehen, kam der König zu unserer Kaserne und die Königin war mit ihm. Und alle Leute rannten herbei und standen um ihn herum. König Wilhelm war ein freundlicher Mann; ein großer, starker Mann mit einem gütigen Gesicht. Er blieb gern auf der Straße stehen und sprach mit den kleinen Kindern und klopfte sie auf die Schulter. Und alle Soldaten — aber auch jeder! — liebten ihn. Als wir sahen, daß der König sprechen wollte, da standen wir alle still.“

„Ihr marschirt also morgen nach Frankreich?“ sagte er. „Ja, Eure Majestät“, schrien wir. „Gut, seid tapfer und bringt Eure Fahne wieder zurück“, sagte er, und wieder riefen alle Leute: „Ja, Eure Majestät!“

„Ich war der Fahnenträger, und da ich die Fahne hielt, rief mich der König heraus, nahm mich beim Arm und führte mich zur Königin. „Das Regiment wird seine Fahne verteidigen“, sagte er, „und dieser Mann hier wird sie wieder zurückbringen.“ Und die Königin lächelte sehr gnädig, beugte sich vor und sagte: „Ja.“ Da war ich stolz, daß der König und die Königin so mit mir gesprochen hatten. Wir marschirten nun nach dem Elsch und gegen den Marschall Mac Mahon. Unser Regiment gehörte zu der Armee des Prinzen Friedrich Karl. Er war ein breitschultriger, kräftiger Mann mit einem Badenbart. Auf dem Marsche gab es oft einen prächtigen Anblick, wenn man von einem Hügel aus Meilen hin weit und breit Infanterie und Kavallerie und Artillerie und Wagen sah und dazu die Musik der Kapellen und die Trommeln hörte. Man hätte glauben können, es ginge zu einem großen Feste. Jede Nacht bivouacirten wir, wie wenn bei einer Manöverübung wäre. Es war Sommer und wir brauchten keine Zelte. Dann tochten wir unter Effen und unsern Kaffee, spielten und tauten und sangen Soldaten- und Volkslieder und Choräle. Allmählich betamen wir heraus, daß um Metz herum das große Feste sein würde, denn unsere Heere sammelten sich um die Stadt und auch eine große Armee Franzosen sollte dort sein. Es war um die Mitte des August, da begannen wir lange und harte Märsche. Die Offiziere waren still und auch wir wußten, daß etwas Wichtiges geschehen würde, aber wir waren leicht hergers, denn mit unserem König und in unserer guten Sache mußten wir ja gewinnen. Ich wünschte, ich könnte Ihnen erzählen, wie weit und wie rasch wir in diesen wenigen Tagen marschirten. Wie wußten nicht genau, wo es hingeh, aber der König

war ja mit uns und wir waren stolz, daß er uns festhin sehn wollte für ihn und das Vaterland, denn wir liebten ihn und wußten, er würde für uns thun, was er könnte. Und wir waren froh, daß er dem General von Moltke die Führerschaft übertragen hätte. Manohal hörten wir den dumpfen Schall der Kanonen, aber wir konnten nur ahnen, daß um uns herum schwer und blutig gekämpft wurde.

Am 16. August kamen wir auf dem Schloßfeld an und sahen viele Tote und Verwundete. Wir marschirten vorbei an einigen großen frisch aufgeworfenen Gräben und auf der Spitze eines jeden Hügel's standen ein hölzernes Kreuz und wenige Worte, daß in Gott hier ruhten sechzig oder hundert oder hundertzwanzig Soldaten. Doch wir dachten nicht an die Toden und die Verwundeten und kümmerten uns auch nur wenig um die Gräber. Durch die Reihen ging die Nachricht, daß wir wieder eine Schlacht gewonnen hätten und daß der König dagewesen sei; da waren wir vergnügt und garnicht müde und sangen unsere Lieder. Am Morgen des 18., an dem die große Schlacht bei Gravelotte stattfinden sollte, da waren wir früh auf. Wir hatten wenig geschlafen, und als wir einen Adjutanten zu einem unserer Offiziere sagen hörten: „Besser nicht in Massen formiren“, da wußten wir, auch die Jüngsten, was damit gemeint war. Wie kriegten unsern Kaffee an diesem Morgen nicht vor sieben und dann merkten wir, daß es zur Schlacht ging; denn die Mannschaften wurden in Protestanten und Katholiken getheilt und der Pfarrer und der Pastor sprachen jeder zu seinen Leuten. Viele gaben ihnen Briefe und trugen ihnen Grüße an die Thron auf. Ich nahm die Fahne aus ihrer Hülle und entfaltetete sie, da wir in Schlachtordnung standen. Der Kanonendonner wurde schwerer und lauter; es war ein wildes Dröhnen, aber noch war es nicht nahe bei uns. So standen wir, aber noch war unsere Stunde nicht gekommen. Als sie kam, war es furchtbar. Es muß etwa vier Uhr Nachmittags gewesen sein, als der Oberst an die Spitze des Regiments ritt und wir alle stramm standen wie bei einer Parade. Und dann sagte er mit seiner scharfen Stimme: „Leute, das Regiment hat einen guten Namen, und Ihr werdet ihm einen noch besseren verschaffen.“

Run ging's los, gegen ein Dorf, aus dem die Franzosen eine starke Befestigung gemacht hatten. Wir wußten den Namen nicht, aber es war St.-Pribat. Und bald fiel unser erster Mann, denn wir kamen unter das Feuer der Chassepots und konnten doch den Feind doch nicht sehen. Ein Regen von Kugeln fauete über uns nieder; wir stürmten etwa 50 Meter vor und warfen uns dann stach nieder und so noch einmal. Wie wir lagen, sah ich, daß die Offiziere aufrecht standen, kühl und ruhig. Die Granaten plagten, der Oberst fiel und der erste Major übernahm das Kommando. Er nahm das Gewehr eines Todten, schob es ab und schrie: „Vornwärts! Vornwärts!“ „Al das sah ich kaum. So beschäftigt war ich und kein anderer Gedanke in der Welt erfüllte uns als auf den Feind zu stürmen und das Dorf zu nehmen. Erst fiel mein rechter Nebenmann, dann mein linker, mit acht Kugeln einer Mitrailleuse im Leib. Nun standen wir vor dem Dorf und gingen zum Bajonett-Angriff vor. Und wir sahen in die wilden Gesichter der Franzosen und wurden mit ihnen handgemein. Wir kletterten über Mauern und Barrikaden und feuerten und bajonetirten und kämpften in den Straßen. Ich war immer vorn in dem Lärm, Rauch und Gewirr. Andere Regimenter stürmten in das Dorf und nach einer Weile — ich kann nicht sagen, wie lange es war — war der Platz unser. Wie ich das so erzähle, so scheint's vielleicht eine einfache Sache. Aber bei der Parade vor der Schlacht, da waren wir mehr als 2000 Mann und mehr als 50 Offiziere gewesen und wir verloren in dem Kampf 40 Offiziere und mehr als 1000 Soldaten. Mörderisch war es gewesen, aber es war notwendig.“

Bei einem Theaterdirektor meldet sich jemand, der Beschäftigung sucht. „Wo wohnen Sie denn früher?“ — „Beim Theaterorchester in A.“ — „Und als was?“ — „Ich habe geblasen.“ — „Gut, aber was haben Sie geblasen, Flöte, Klarinette, Trompete oder?“ — „Ach nee, ich habe die Petroleumlampen ausgeblasen.“

Die Freundschaft ist wie ein Bankkonto. Man darf nicht zu häufig darauf ziehen, wenn man sie sich erhalten will.

An kleinen Dingen muß man sich nicht hofen.

Wenn man zu großen auf dem Wege ist.

Lachende Millionäre seien selten, hat Andrew Carnegie erklärt. Dafür lachen die Erben um so herzlicher und aufrichtiger.

Auch die englischen Bullboggen beifhen noch nicht, wenn sie klaffen.